DD
117
.E75

Mitregenten und fremde Hände in Deutschland

Mitregenten und fremde Hände

in

Deutschland.

Zürich 1886.
Verlags-Magazin
(J. Schabelitz).

Seit der Mitte des Jahrhunderts haben die europäischen Verhältnisse die mannigfaltigsten Verwandlungen in Bezug auf den Schwerpunkt in der Politik erfahren. Die alte Lehre von dem Gleichgewichte der fünf Mächte hat mit dem Sturze Metternich's und Louis Philipp's im Jahre 1848 vollständigen Schiffbruch erlitten. Die Idee der großen Kongresse vermochte nur kurze Zeit während der ersten Dezennien des Jahrhunderts das Feld zu behaupten. Bald entwickelte sich wieder ein Übergewicht einzelner Mächte, durch welche die Geschicke Europa's vorwaltend beherrscht und beeinflußt wurden; die mittleren Länder des Welttheils, insbesondere Italien und Deutschland, standen ununterbrochen und hilflos den Einwirkungen des Ostens und Westens offen.

Man hat sich häufig bemüht, die Gründe dieser Erscheinung in der objektiven Lage der Länder, in ihren Machtmitteln, Interessen und volksthümlichen Bedürfnissen zu suchen und hieraus die tiefe Abhängigkeit der mitteleuropäischen Völker zu erklären. Aber genauere Kenner der Politik, welche mit den persönlichen Verhältnissen der regierenden Kreise vertraut waren, haben oftmals die Überzeugung ausgesprochen, daß das, was man den politischen Einfluß, das politische Übergewicht zu nennen pflegt, nichts anderes war, als eine eigenthümliche Kombination von menschlichen und Familienbeziehungen, welche auf das Staatswesen ihre gewaltige Rückwirkung ausübten.

So war es zu begreifen, wenn das heilige Rußland unter dem Kaiser Nikolaus eine Stellung in Europa und wieder vor Allem in Deutschland gewonnen hatte, welche zu den wirk-

lichen Kräften und der nationalen Bedeutung des Kolosses auf thönernen Füßen wahrlich in gar keinem Verhältniß stand. Ganz ebenso wird heute Niemand mehr behaupten, daß Frankreich zu der Zeit, als sich ganz Europa täglich des Morgens darüber erkundigte, wie der Imperator an der Seine geschlafen habe, in Bezug auf seine materiellen Machtmittel und auf seine wirkliche Leistungsfähigkeit mehr zu bedeuten gehabt hätte, als zur Zeit der Julimonarchie oder der heutigen Republik. Gleichwohl bezweifelt Niemand, daß man in Deutschland an eine Zeit unwürdiger Abhängigkeit erinnert, wenn man den Namen Nikolaus oder Louis Napoleon ausspricht.

Auch große Staaten, von den kleinen deutschen und italienischen Duodezsouveränitäten gar nicht zu sprechen, konnten, durch politische Phantome getäuscht, längere Zeit unter dem Druck fremder Einflüsse gehalten werden.

Wie nun aber die Dinge lagen, so war ja das ganze Deutschland in seiner Desorganisation seit mehr als hundert Jahren dazu förmlich vorbestimmt, der Exerzierplatz für die politischen Streifzüge der omnipotenten Größen der Welt zu werden. Daß es meistens imaginäre Größen waren, hinderte sie nicht, allerlei Schaden zu stiften, und indem man immer erst nachträglich zu der Überzeugung gelangte, wie sehr man sich über ihre wirkliche Macht getäuscht hatte, konnte es nicht fehlen, daß dem deutschen Volke aus diesem Aberglauben mancherlei Leiden entsprangen und seine Entwicklung auf der Weltbühne immer und immer wieder zurückgehalten oder möglichst verlangsamt wurde. Seit 1871 glaubte man, daß die Zeit fremder Beeinflussungen in Deutschland für immer vorüber wäre. Wir sind eine Großmacht geworden. Aber wenn Jemand heute die Frage erhebt, ob das deutsche Reich bereits völlig frei von fremden Einflüssen geworden sei, so wird eine große Dosis politischer Genügsamkeit oder, was schlimmer und häufiger, eine große Unkenntniß wirklicher Dinge dazu gehören, um eine der Nation erwünschte Antwort zu geben.

Es sind noch immer allzuviel fremde Hände mit dem Mischen von deutschen Karten und Angelegenheiten beschäftigt. Es ist noch nicht in allen Ländern, noch nicht auf allen Thronen, noch nicht in allen Ministerhotels von Europa die strikte Überzeugung durchgedrungen, daß man sich die Finger verbrennt, wenn man der großen deutschen Staatsmaschine sich unvorsichtig nähert. Die Franzosen haben zwar seit 1871 mehr als einmal die Erfahrung gemacht, daß man ihnen nichts mehr nachzusehen willens ist, aber in Staaten, die noch keine Republiken sind, hält man noch zuweilen das alte Vorrecht für unverloren, in Deutschland ein wenig mitzuspielen.

Das Schlimmste ist, man sieht den Tag schon grauen, wo sich das deutsche Erbübel des fremden Intriguenspiels zu einer bösen Krankheit steigern könnte.

Die Eigenthümlichkeit des Falles verdient die Aufmerksamkeit der ersten deutschen Staatsmänner so gut, wie des in seinem Patriotismus stolz berauschten Volkes mit jedem Tage mehr und mehr. Die Art und Weise, wie sich die fremden Einflüsse in Deutschland seit Jahrzehnten geltend machten, ist zu merkwürdig und mannigfaltig, um nicht eine Art von naturhistorischer Beschreibung zu verdienen.

Die Zeit ist lange vorbei, wo das abscheuliche Gespenst in Gestalt von goldenen Tabatièren an den Höfen Deutschlands erschienen, wo es sich den Damen im kostbaren pariser Modenkleid, im Rokokostil der neuesten Colliers und Armbänder genähert hat, oder wo es den vielen geistlichen Herren des alten Reiches mit frömmelnder Geberde einen kleinen Peterspfennig für die unterdrückten Kirchen darbot. In einem Pelz von solcher Beschaffenheit hat der fremde Wolf in Deutschland heute wirklich keine Hoffnung irgendwo Einlaß zu finden. Schon in den Zeiten des Kaisers Nikolaus, wenn man auch seinen brillantenen Annen- und Stanislausorden noch manche Wirkung beimessen mochte, war doch ein wirkliches politisches Übergewicht keineswegs mehr durch die plumpen

Mittel des siècle de Louis quatorze hervorzubringen. Denn die Welt war feiner, empfindsamer und innerlicher geworden. An die Stelle des materiellen Eigennutzes trat die Bestechlichkeit einer gewissen Seelenverwandtschaft und die Vorliebe für fremde Reichthümer wurde erfolgreich durch die sorgsame Pflege schöner Familienbande ersetzt. Durch die letzteren war der fremde Einfluß in Deutschland plötzlich von Westen nach Osten übergesprungen. Während man in und nach den Freiheitskriegen gewiß nicht für Rußland zu schwärmen gelernt hatte und von den russischen Soldaten höchstens zu sagen vermochte, sie seien am Ende besser gewesen als ihr Ruf, waren die russischen Kaiser und Großfürsten plötzlich Abgötter der deutschen Minister, Hofdamen, Poeten und die Lieblinge der neuen deutschen Könige und Großherzoge geworden. Denn sie waren interessant, geistreich, voll tiefer religiöser Mystik, und vor Allem außerordentlich zahlreich in weiblicher und männlicher Deszendenz. So fand man wie mit einem Schlage allüberall die russischen Prinzessinnen in Deutschland und die deutschen Prinzen und Prinzessinnen in Petersburg. Die russische Familie war in den deutschen Bundesstaaten eigentlich allgegenwärtig und der schönste Mann Europa's war Schwiegersohn und vielgeliebter Schwager in dem Staate Friedrich des Großen geworden.

Dieses ist die einfache, schlicht erzählte, aber unwiderleglich wahre Geschichte der russischen Hegemonie in Europa, welche bis zum Jahre 1856 gedauert hat.

Aber die fremden Einflüsse, von denen man in Deutschland Lieder singen lernte, waren noch lange nicht erschöpft. Wenn die fremdländischen Geister ihren Einzug in das morsche alte Reich des Bundestages hielten, so durften an ihren Triumphwägen, wie sich von selbst versteht, die weiblichen Gestalten nicht fehlen. Der hohe Priester Roms in erster Linie konnte seinen Siegesmarsch durch Deutschland's ketzerische Fluren nicht ohne Verbündete des schöneren Geschlechts vollenden.

Die Bedeutung der Frauen in der Weltgeschichte wird bekanntlich nie genug gewürdigt und diesem Mangel ist es ohne Zweifel zuzuschreiben, daß wir in diesem Kapitel immer neue Erfahrungen zu machen hatten und haben werden. So mußte selbst das mächtige Rußland seinerzeit die Rivalität des Fraueneinflusses auf die deutschen Angelegenheiten ertragen und vor dem letzteren nicht selten die Segel streichen. Denn so vielfach sich die Interessen dieser rivalisirenden Mächte berührten, in den Vierziger und Fünfziger Jahren war einem berühmten Konsortium politisirender Frauen noch eine ganz besondere Aufgabe zugefallen, welche den unverkennbaren haut goût des römischen Hofes und der katholischen Klosterküche verbreitete. Zwischen diesem Fraueneinfluß und dem russischen Kaisereinfluß bestand keine volle Harmonie, denn der Kaiser Nikolaus war trotz Allem ein Schismatiker der gefährlichsten Art und die Damen fanden, daß es der größte Fehler wäre, wenn man den gewaltigen Mann allein dominiren ließe.

So fanden die vier berühmten Schwestern des bayrischen Hauses in dem weiten Deutschland Arbeit genug und ein reiches Feld ihrer Thätigkeit. Fast schon vergessen hat es heute der gute Deutsche, wie durch zehn Jahre und länger die Fäden der deutschen Politik von der Spindel dieser fleißig spinnenden Damen herabflossen. Wollte man den selbstgefälligen Kammerpolitikern und unverdrossenen Reaktionsspürern, welche immer am verkehrten Ende die Dinge erblicken, ein rechtes Bild von den wirklichen Gefahren entwerfen, denen die Staaten nicht selten unbemerkt entgegengehen, so müßte man die vier bayrischen Schwestern malen: die König Elisabeth von Preußen, die beiden Königinnen von Sachsen und die Erzherzogin Sophie.

Der ungeheure Erfolg, welchen dieselben durch unverdrossenes Zusammenwirken besonders 1849 und 1850 errangen, läßt sich kaum mit irgend einer russischen Aktion seit der Zeit der Kongresse vergleichen. Die deutschen Damen hatten mit so viel mehr Uneigennützigkeit und mit so viel Hingebung und

Gehorsam gegenüber ihren jesuitischen Rathgebern die deutschen Verhältnisse fast aus den Fundamenten heraus umgestaltet, daß man vor einem Räthsel stand, als man mit einemmale die ganze deutsche Welt vor lauter Konkordaten und Konkordatspolitik nicht mehr zu kennen glaubte. Was wollten die Maßregeln, welche der russische Einfluß etwa gegen ein paar liberale Professoren und Studenten zuwege gebracht hatte, gegenüber den fundamentalen Erfolgen besagen, welche die bayrischen Schwestern an deutschen Höfen aufzuweisen hatten!

Die vier hohen Damen wußten es auch, daß sie nicht fruchtlos gekämpft hatten, und es war oft rührend zu hören, wie sie sich gegenseitig mit liebenswürdiger Bescheidenheit die Hauptverdienste an der Sache, sich selbst aber nur das Nebenverdienst eines dienenden Gliedes beigelegt haben. In schöner Harmonie stimmte die Königin Marie von Sachsen mit der Königin Elisabeth überein, wenn sie um die Wette die Erzherzogin Sophie als die wahre Feldherrin und Siegerin über Deutschland priesen.

Nicht den gleichen Segen hat die Kaiserin Eugenie geerntet, als sie die Erbschaft der bayrischen Schwestern antreten wollte. Bei aller leidenschaftlichen Thätigkeit, mit welcher sie ihren politischen Strickstrumpf den europäischen Völkern zum dauernden Gedächtniß verfertigt hatte, war sie sozusagen allein und isolirt geblieben. Alle ihre politischen Unternehmungen, nicht einmal die Erfindung der Krinoline, haben ihr kaum einen Dank gebracht. Jahre lang holte sie die päpstlichen Kastanien aus dem polnischen Feuerherd, ohne auch nur das Mindeste zu erzielen, als den Verdruß ihres ungläubigen Gatten, dem ein freundlicher Blick vom russischen oder preußischen Hofe au fond du coeur lieber war, als alle Verherrlichungen der revolutionären und ultramontanen Hitzköpfe des geplagten Welttheils.

Aber die Kaiserin wollte es anders. Nachdem sie sich und die französische Politik in Polen, in Mexiko, in Italien

und selbst in Spanien hinreichend kompromittirt hatte, wurde unter ihren Auspizien das Revanchegeschrei von Sadowa erfunden, gewiß eine der übelriechendsten Leimruthen, an welchen jemals eine große und geistreiche Nation gefangen worden ist. Die Kaiserin hat es verstanden, diese herrliche Idee mit einer Sorgfalt groß zu ziehen, welche ihrem mütterlichen Herzen gewiß alle Ehre gemacht hätte, wenn es nur ein besser gerathenes Kind gewesen wäre. Aber auch in diesem Falle ist die Kaiserin von Unglück verfolgt gewesen. Sie fand zwar in Europa manches mitfühlende Herz im Busen anderer hoher Herrscherinnen, aber sie blieb doch eine isolirte Abenteurerin auf dem Thron des französischen Cäsaren, mit der man wohl vorübergehend coquettiren, aber keinesfalls eine ernsthafte Partie spielen konnte. Die übrige politisirende Damenwelt in Europa war darauf beschränkt, der unglücklichen Kaiserin die Gefühle ihrer heißen Verehrung, Liebe und Bewunderung erst nachträglich offiziell beurkunden zu können, als die Katastrophe nun einmal durchaus nicht mehr abzuwenden war. Die saubere Damenpolitik hat aber dem an den Spinnrocken gesetzten napoleonischen Herkules seinen Thron und dem französischen Reiche Straßburg und Metz gekostet.

Das traurige Schicksal der Kaiserin Eugenie und ihrer Politik schien die Lehre zu geben, daß die Damen sich auf diesem Felde nicht leicht in vereinzelter Gestalt zu bewahren vermögen; um größere Wirkungen zu üben, brauchen sie nothwendig ein Accompagnement; sie bedürfen offenbar der schwesterlichen und töchterlichen Unterstützung, eine Familienvergesellschaftung, ein Zusammenwirken mehrerer Hände, ein concert à quatre, ein Herüber- und Hinüberweben, gegenseitig Ergänzung und Verständniß.

In dieser günstigen Lage vielfach verschlungener Bundesgenossenschaften in Deutschland war kaum jemals eine Herrscherin, wie es heute die Königin Victoria ist, aber wenn die deutsche Politik seit 40 Jahren die auffallende Erscheinung bietet, daß

sie wesentliche Einflüsse der Frauen nachweist, so muß es als das Wunderbarste gelten, daß man eigentlich verhältnißmäßig recht wenig Aufhebens von diesen Dingen macht. Oder ist man schon an diese Dinge so gewöhnt, daß sie zum Inventar der deutschen Bundespolitik auch heute noch zu rechnen sind? Jedenfalls müßte man annehmen, daß das politische Treiben der herrschenden Damen in Europa ein ungemein tugendhaftes sei, wenn das Sprichwort wahr wäre, daß diejenigen die tugendhaftesten Frauen seien, von denen man am wenigsten spricht. Denn man spricht wirklich ungemein wenig von diesen forcirten Liebhabereien oder, richtiger gesagt, von dem politischen Damensport, der sich in aller Stille über Europa und besonders über Deutschland auszubreiten beginnt.

In alten Zeiten war das anders. Gewiß, auch im 17. und 18. Jahrhundert wurde von den Damen Politik, viel Politik gemacht. Aber es wurde auch furchtbar viel, vielleicht mehr als begründet, davon geredet. Ueberall witterte man politisirende Damen an den deutschen Höfen und vollends in Frankreich oder in England. Eine ganze Anzahl von Frauen aus den alten Familien wurden sogar mit Vorliebe mit einer Art von Bewunderung und Huldigung mit dem politischen Strickstrumpf in der Hand porträtirt.

In der heutigen Welt hört man höchstens hie und da ein leises Wispern: „die Sache hätte das Interesse höchster Damen erregt.“ Ist es eine zunehmende Galanterie der politisirenden und schriftstellernden Männer, welche in unsern Tagen so diskret über die feineren und unhörbareren Schritte auf dem Parquet der Politik zu schweigen wissen? Oder ist es eine Scheu des starken Geschlechts, die Feenhände nur nicht öffentlich anerkennen zu wollen, welche auch den tapfersten Helden zuweilen am Gängelbande leiten?

Eine Zeit lang hatte das dunkle Wort Friktionen, welches der Reichskanzler selbst in die parlamentarischen Debatten geworfen hatte, eine Auslegung gefunden, welche mit diesen

schweren politischen Fragen zusammenzuhängen schien. Der biedere Zeitungsleser, welcher die Angelegenheiten des Staates gelehrt genug mit Aristoteles auf den Begriff der Familie zurückzuführen weiß, und die Politik daher überhaupt gern nach der Analogie dessen beurtheilt, was er in seinem eigenen Hause erlebt, dachte natürlich nicht anders, als daß das neumodische konstitutionelle Wort Friktionen wohl ungefähr soviel als Weiberregiment zu bedeuten haben werde.

Seit ein paar Jahren ist indessen nicht wieder von Friktionen gesprochen worden, und, nach dem Schweigen zu urtheilen, müssen die Tugenden unter den Damen ansehnlich gewachsen sein.

Wie soll man diese Verwandlung erklären? Ohne Zweifel hat auch auf die Frauenpolitik das hochentwickelte System des konstitutionellen Staates Rückwirkung geübt. In vielen Dingen ist der heutige Minister für eine Dame, und trüge sie selbst die englische Krone auf ihrem Haupte, völlig unzugänglich geworden. Die Reformbill oder der Fall Bradlaugh's und vieles Andere sind Dinge, in welchen sich wirklich keine Einflüsse mehr üben lassen, möchten die Damen auch noch so bestimmte Ueberzeugungen darüber haben. Die Herren Minister, liberal oder konservativ, vertragen dies nicht mehr. Sie haben das Bestreben, vor ihrer Kammer als ganze Männer zu erscheinen, die nur nach Ueberzeugung zu handeln pflegen. Kein Einfluß! Ich spüre nichts von einem fremden Einfluß, sagte der Minister und hüllte sich in die Toga seiner konstitutionellen Unbestechlichkeit.

Auf diese Weise wurde das konstitutionelle System auch für die politisirende Damenwelt eine spanische Wand. Es ist nicht nur tugendhaft, davon zu schweigen, daß die Damen Einfluß auf die Politik üben könnten, nein, es ist sogar gefährlich für ein Ministerportefeuille, davon zu reden. So hat sich in der englischen Politik eine süße Gewohnheit herausgebildet, welche den geheimen Republikanern, wie Fürst Bis-

marck gewisse Parteien zutreffend bezeichnet, als der Gipfel aller staatlichen Vollkommenheit gilt: von der Königin ist gar nicht die Rede. Sie hat es durch ihre Enthaltsamkeit in allen innern Fragen wirklich dahin gebracht, daß gewisse Fortschrittsleute eigentlich die Theorie aufstellen könnten, der englische König muß immer eine Frau sein. Je mehr die Königin Victoria diesem Ideal entsprach, desto weniger Reserve brauchte sie sich aber in der äußern Politik aufzuerlegen. Je mehr sie die Dinge in England im konstitutionellen Fahrwasser durch nun fast fünfzig Jahre hat laufen lassen, wie sie nur immer mochten, um so besser bediente sie sich der spanischen Wand in allen Angelegenheiten des Auslandes. Man darf die Königin beglückwünschen, daß sie in dieser Beziehung den Kaiser Nikolaus und die Kaiserin Eugenie an Wirksamkeit bei weitem übertroffen hat; die Methode, mit welcher die Königin von England ihr Resultat gewann, war gleichsam eine Kombination aus den politischen und familiären Beziehungen Englands zu dem Kontinent; die Thätigkeit der Königin vereint die Vorzüge des Fraueneinflusses, der Verwandtschaft und des politischen Uebergewichts. Sie hat die Mittel der bayrischen Prinzessinnen, des Kaisers Nikolaus und der Kaiserin Eugenie alle zusammen vereinigt, um zu so schönen Erfolgen zu gelangen. Und der Schauplatz ihrer Wirksamkeit ist selbstverständlich Deutschland.

Die englische Geschäftsführung in den äußeren Angelegenheiten gestattet, in höchst eigenthümlicher Weise mannigfaltigen Einfluß auf die Verhältnisse anderer Nationen und Staaten zu nehmen. Die englische Regierung besoldet in allen Theilen der Welt Agenten, welche sich in keiner offiziell anerkannten Stellung befinden. Auf diese Weise vermögen die Engländer überall mitzuspielen, ohne daß ihre Regierung unmittelbar dabei engagirt ist, wenn da ein König verjagt, oder dort eine Demonstration gegen eine dritte, angeblich befreundete Macht inscenirt wird.

Dieses System setzt die Regierung sogar in die Lage, kriegführenden Mächten in der Gestalt militärischer Agenten anonyme Helfer zu senden, welche zwar keine englische Uniform tragen, aber unter dem Titel eines Hauptmanns oder Stabsoffiziers eine Armee kommandiren, ohne daß die englische Regierung offiziell davon Kenntniß hat.

Dieses System ist alt und erinnert an die Heimlichkeiten der venezianischen Republik. Vielleicht ist es von dorther in England importirt worden. Um seine Bedeutung zu begreifen, braucht man sich nur an eine Reihe von Ereignissen unserer Zeit zu erinnern. Der jahrelange Krieg gegen Rußland im Kaukasus, die spanischen und portugiesischen Bürgerkriege, die Vertreibung König Otto's von Griechenland und der Bourbonen aus Neapel, der letzte türkisch-russische Krieg, alles dies waren Werke von englischen Agenten ohne offiziellen Titel. Man nennt ohne Bedenken die Namen solcher einflußreichen Persönlichkeiten, unter denen sich in bunter Reihe Urquhart und Gladstone befanden. Einzelnen ist es gelungen, auf diesem Wege in die höchsten Stellungen emporzukommen, Andere sind fallen gelassen worden und mitunter elend zu Grunde gegangen, wie etwa der unglückliche Cameron, welcher, nachdem er im Kaukasus jahrelang diente und die grausame Behandlung des Königs von Abessynien erlitten hatte, schließlich von seinen Auftraggebern zurückgestoßen und wie ein Mann behandelt wurde, dem man nichts schuldig wäre.

Unter Lord Palmerston wurde dieses System der geheimen Agenten zur höchsten Blüthe gebracht, aber so lange der Prinz-Gemahl von England lebte, war dasselbe, wenn man so sagen soll, nicht für hoffähig angesehen worden. Von Allem, was durch die geheimen Agenten betrieben wurde, hielt man sich grundsätzlich fern; die Königin ignorirte diese Art der Geschäftsführung, der Prinz Albert sprach sich dagegen aus, und tadelte und bekämpfte mit einer gewissen sittlichen Entrüstung fortwährend den Matador dieses Systems, den Lord Palmerston,

wie man in den von der Königin herausgegebenen Schriften bis zum Überdruß lesen kann.

Aber nach seinem Tode ist dies anders geworden. Schon des äußeren Zusammenhangs wegen war bei der großen Zahl von Verwandten der Königin in den verschiedensten Ländern eine Art Vermittlung von Vertrauenspersonen in Anspruch genommen worden. Diese Vertrauenspersonen waren von Seite der Regierung selbst mehr mit Rücksicht auf die persönlichen Wünsche und Familienbedürfnisse des Hofes gewählt. Mit und ohne offiziellen Titel hatten die englischen Agenten jetzt mehr und mehr auch Beziehungen zum Hofe, zu our Queen erhalten; sie suchten sich durch die Dienstleistungen bei der Königin vor der Brutalität zu schützen, welche der häufige Wechsel der Ministerien hauptsächlich im äußern Dienst hervorzubringen pflegt; sie fühlten sich erst dann sicher, wenn sie einen gewissen Rückhalt ihrer Person bei Ihrer Majestät gefunden hatten. Die Dienste, die sie bisher zu leisten hatten, waren Anfangs mehr familiärer Art, die frauenhaften Angelegenheiten des Hofes von England und der verwandten Höfe auf dem Kontinent hatten zunächst noch keinen allzubedenklichen politischen Hintergrund, aber eine gewisse Verständigung darüber, welche Persönlichkeiten an den verschiedenen Ländern als personae gratae und ingratae zu betrachten wären, schien besonders seit den Zeiten des Herrn von Bismarck in Preußen doch mehr oder weniger wünschenswerth. Wollte man der Korrespondenz der Posten nicht die Gefühle anvertrauen, die man da und dort über und gegen die regierenden Staatsmänner hegte, so stellte sich der offizielle oder nichtoffizielle englische Agent ein, um eine gewisse Ausgleichung der Gemüthsstimmungen hervorzubringen.

So kam man allmälig Schritt für Schritt fast unwillkürlich in das Gebiet der Politik hinein. Zunächst wurde versichert, daß sich der streng konstitutionelle Monarch zwar nicht unmittelbar in die Geschäfte einmischen oder gegen die eigenen

Minister operiren könne, aber es müßte ihm doch freistehen, wie andern Menschen auch, seine sittliche Entrüstung über diesen oder jenen Minister an den Tag zu legen, der sich heute in der Türkei und morgen im Großherzogthum Hessen, übermorgen vielleicht gar in Berlin nach dem Urtheil des weiblichen Geschlechtes nicht korrekt benommen hätte. Schon kam die Zeit, wo die Königin fand, daß es mit der heutigen Welt überhaupt rasch abwärts gehe, wenn nicht durch ihre auf einem höhern sittlichen Standpunkt stehende Familie das Übel gewendet wird. Sie empfand sich als eine höhere Macht. Jetzt zeigte sich, wie vortheilhaft das englische System verwerthet werden konnte. Man verlangte Vertrauensmänner, welche nicht nur den abstrakten dürren Staatsinteressen dienen sollten, nein! Leute die auch ein wenig auf das Herz des Menschen zu sehen hätten. Man wünschte sich auch einige Personalkenntnisse über die fremden Höfe und Regierungen zu verschaffen, wo die englischen Verwandten sich in tausend schwierigen Verhältnissen befanden, in denen sie Rath und Unterstützung bedurften.

Auf diese Weise bildete sich ein Nachrichtendienst, welcher bei weitem die üblichen Klatschereien übertraf, mit denen sonst die Diplomatie gesegnet ist. Der Verkehr zwischen Deutschland und England erhielt eine frappante Ähnlichkeit mit den diplomatischen Beziehungen, welche im vorigen Jahrhundert zwischen Oesterreich und Frankreich bestanden, nachdem Maria Theresia ihre unglückliche Tochter an den Kronprinzen Ludwig vermählt hatte. Die albernen diplomatischen Depeschen, welche damals zwischen Wien und Paris gewechselt wurden, mag man heute mit dem überlegenen Lächeln lesen, daß derlei nun nicht mehr vorkommt, aber vielleicht hat nicht sowohl der Inhalt dieser Korrespondenzen, als vielleicht nur ihre Adresse gewechselt und die wichtigen Mittheilungen haben das Archiv verändert, in welchem sie hinterlegt zu werden pflegen.

Auf alle Fälle vermochte die Königin von England sich

auf diesen Wegen einen Einfluß auf die deutschen Höfe zu sichern, welcher viel nachhaltiger und eingreifender ist als das, was man ehemals die russische Präponderanz genannt hat.

Während der Kaiser Nikolaus nur für seine Person die deutschen Regierungen dominirte, wußte die Königin von England förmlich Schule zu machen und hat den englischen Einfluß in Deutschland weit über ihr Leben hinaus sicher zu stellen versucht.

Durch eine eigenthümliche Verkettung von persönlichen Umständen ist die Königin Victoria bei allen ihren großen geistigen Gaben in einer Art von Rechtsirrthum aufgewachsen, in Bezug auf die Stellung, welche sie in den deutschen regierenden Familien einzunehmen hätte. Ihre Beziehungen zu dem coburgischen und gleichzeitig zu dem hannover'schen Hause waren so außerordentlich rege und intime, daß man es erklärlich finden konnte, wenn sie sich eigentlich als ein regierendes Mitglied des deutschen Bundes betrachtete. Durch die Heirath mit dem Prinzen Albert war sie in die Lage gebracht, an der Regierung zweier deutscher Herzogthümer ohnehin theilzunehmen, und so entstand bei ihr aus der Analogie ihrer väterlichen Familiengeschichte die Vorstellung, daß England eine Art von Mitgliedschaft im deutschen Bund und beziehungsweise im deutschen Reich besäße, wie ja Hannover in der Personalunion mit England, nach dem Glauben gewisser englischer Hofkreise, seine glücklichsten Zeiten gehabt hätte.

So stellte sich in den Gefühlen der Königin von England die Idee fest, daß sie im Grunde *auch* in dem Rathe der deutschen Mächte zu sitzen hätte, wie ja auch Prinz Albert die deutschen Angelegenheiten nicht einen Augenblick ohne sein Accompagnement gelassen hatte. Die Königin mag es als einen großen Stolz empfunden haben, als man ihr den Titel einer Kaiserin von Indien beilegte, aber wahrhaft innere Befriedigung gewährte nur, wenn sie in Hannover, Hessen, Coburg, Gotha und nun vollends in Berlin gehört, beachtet

wurde und Gehorsam fand. Denn wer wüßte es nicht, daß alle Schätze Indiens nichts sind gegen die starken Neigungen eines Frauenherzens und die Königin liebt nicht Indien, sondern das ihr halbverständliche Deutschland; sie interessirt sich bei weitem nicht so sehr für die Nabobs ihrer kaiserlichen Länder, als für die guten Deutschen, denen sie ein Wohlergehen nach eigenen Idealen gar zu gerne verschaffen möchte.

Es war nicht nach ihrer Meinung, daß die Deutschen eigentlich berufen wären, sich vorzugsweise in der großen Politik vernehmlich zu machen; sie hatte in ihrer Jugend viel von der Nation der Denker sprechen gehört, welcher es wohl anstünde, ihre alten reizenden kleinen Eigenschaften zu bewahren. So blieb sie denn auch eine Gegnerin des Herrn von Bismarck vom ersten Augenblick bis auf diese Stunde und hat es schwer ertragen, daß die Deutschen so unmoralisch waren, den Franzosen Metz und Straßburg wegzunehmen.

Nun freilich konnten alle diese frauenhaften Illusionen an dem Gange der Dinge so gut wie nichts ändern, aber da oder dort begegnete man größeren oder kleineren Mißverständnissen. Die Königin von England konnte freilich nicht wie ihre Vorfahren, die George von Hannover, Truppen in Deutschland aufmarschiren lassen, aber was ein fremder Herrscher ohne Armee durch Töchter, Enkel, Vettern, durch Spezialgesandte und Agenten männlichen und weiblichen Geschlechts leisten kann, davon ist nichts unversucht geblieben.

Der eigenthümliche Zusammenhang dieser Beeinflussungen macht es fast unmöglich, die Sachlage in Deutschland zur eingehenden Diskussion zu stellen, und thatsächlich wird kaum davon in parlamentarischer oder publizistischer Form geredet. Besonders in der deutschen Reichshauptstadt ist es nicht üblich, den englischen Einfluß als vorhanden anzusehen. Hier ist durch die Hand des eisernen Kanzlers auch vorgesorgt, daß derselbe in den großen internationalen Fragen nur in ge-

ringem Maße zum Ausdruck zu kommen vermag, aber anders stellt sich dieses Verhältniß überall dort, wo die Macht der Reichsbehörden sich nicht unmittelbar voranstellt.

Sind es aber nicht auch deutsche Angelegenheiten, welche in Hessen, Hannover und Braunschweig zur Entscheidung kommen? Ist es weniger beschämend, wenn bei einer Ehefrage eines deutschen Souveräns der Wille der englischen Krone maßgebend geworden ist? Darf man es leichter nehmen, wenn das Recht in einem kleinen Bundesstaat durch englischen Einfluß nach der allgemeinen und entschieden verbreiteten Überzeugung gebeugt worden ist?

Man kann ja über den Schritt des Großherzogs von Hessen, sich wieder zu verheirathen, mannigfacher Meinung sein, aber so wenig man ihm das Recht bestreiten konnte, so sicher fand eine legale Verbindung statt, bei deren Auflösung — um es milde auszudrücken — der englische Einfluß doch zugestandenermaßen mitgewirkt hat.

Eine solche Entscheidung mochte formell unanfechtbar sein, aber es lag ein unverkennbares Moment politischer Natur darin, welches selbst der Richter nicht ignoriren konnte. Die Entwicklung der Sache legte es aller Welt vor Augen, daß man dem Eingriffe einer fremden Macht auf dem juristischen Gebiet gegenüberstand.

Es gibt zwar noch immer in Deutschland Leute, welche Vorkommnisse in fürstlichen Familien nicht eigentlich zu den nationalen Angelegenheiten zählen wollen, und daher mit Achselzucken an tiefbeschämenden Ereignissen vorübergehen, welche in Frankreich, Spanien, vor Allem aber in England selbst unter den stärksten Gesichtspunkten der staatlichen Selbstständigkeit aufgefaßt werden würden.

So lange nun dieser Einfluß mehr die persönlichen, als die sachlichen Verhältnisse trifft, mag sich der Bundesrath getrösten, und das deutsche Reich spürt noch nicht allzuviel von den üblen Folgen der englischen Verwandtschaften. Aber

besitzt man Garantien, daß dem ersten Akt nicht bald ein zweiter und dritter folgt, und wird man warten, bis die englische Direktive auch in den allgemeinen politischen Fragen maßgebend geworden sein wird?

Wie ungeheuer überlegen der englische Einfluß demjenigen, den einstens der Kaiser Nikolaus ausgeübt hat, gegenüber sich heute bereits darstellt, läßt sich durch eine analoge Eheangelegenheit des hessischen Hauses sehr schön zeigen. Denn als der Kaiser Nikolaus die Ehe zwischen einem hessischen Prinzen und einer russischen Hofdame inhibiren wollte, fand sich in ganz Deutschland auch nicht eine Stimme, welche dem Willen des mächtigen Zaren auch nur die leiseste Konzession zu machen geneigt gewesen wäre.

Wenn also die englische Macht heute in Privat- und fürstlichen Angelegenheiten weit stärker in Deutschland dominirt als einstens die russische, so dürfte die Frage wohl an der Zeit und voll berechtigt sein, ob die englische Präponderanz nicht auch objektiv, politisch, merkantil und kulturell den deutschen Nationalinteressen gefährlich geworden ist, und ob dieselbe nicht auch in dieser Beziehung sich durch ein Menschenalter hindurch als eine feindliche und den Deutschen schädliche deutlich genug erwiesen hat.

So lange der Prinz-Gemahl von England lebte, hatte Deutschland wenigstens im ideellen Sinne einen gewissen Rückhalt an dem königlichen Hofe gefunden und man darf es wohl als eines der größten Verdienste desselben bezeichnen, daß er die verschiedensten Ministerien von 1848 bis 1854 wenigstens von den brutalsten Schritten gegen Deutschland zurückgehalten hat. Viel vermochte er indessen schon damals nicht zu nützen. Wie bekannt, lagerte sich die englische Gehässigkeit gegen Deutschland in der schleswig-holsteinischen Frage so massiv vor die dänischen Verschanzungen, daß alles deutsche Blut umsonst vergossen worden ist. Wenn es den deutschen Regierungen heute noch gefallen würde, den tiefen

Riß, welchen die elendeste Krämerpolitik zwischen Deutschland und England gezogen hat, zu erweitern, so brauchten sie nur eine rücksichtslose Publikation der schleswig-holsteinischen Angelegenheiten besorgen zu lassen. An der Hand der untrüglichsten Akten würde man das deutsche Ehrgefühl bis in die niedrigste Hütte zu wilder Leidenschaft gegen England entflammen können. Aber die deutschen Regierungen werden sich zu solchen chauvinistischen Mitteln mit vollem Recht niemals entschließen, und haben es im Vollgefühle ihrer Macht auch nicht nöthig. Die wahre Sachlage ist und bleibt es aber, daß alle jetzt glücklich hinter uns liegenden nationalen Einheitsbestrebungen an der englischen Mißgunst die größten Schwierigkeiten gefunden haben.

Wäre es dem Prinzen Albert jemals möglich gewesen, eine direkte und offizielle Stellung in den Angelegenheiten zu erlangen, so hätte sich allerdings das Verhältniß Deutschlands zu England günstiger gestalten können. Allein in jenen Jahren war den Zeitungen im Königreiche jeder Angriff auf den Gemahl der Königin gestattet, aus keinem andern Grunde, als eben deshalb, weil er ein Deutscher war. Das Tollste hatte sich ereignet, als der russisch-türkische Krieg in Sicht gekommen war und Prinz Albert wegen seiner Beziehungen zu Preußen russischer Sympathien verdächtigt wurde. Man schreckte nicht vor der Forderung zurück, den Prinzen in den Tower zu schicken, und Lord Palmerston vergnügte sich an den Drohungen, welche gegen den „deutschen Prinzen" straflos ausgesprochen werden konnten. Der englische Haß gegen Deutschland feierte in diesen Jahren förmliche und, wie man glauben sollte, unvergeßliche Orgien. Allmälig begann die Königin, den einst verhaßten Louis Napoleon lieb und lieber zu gewinnen und die einst als Abenteurerin zurückgestoßene Kaiserin ward mit einem Mal als die reizendste Frau und charmante Schwester von Frankreich angesehen. Das gab für Deutschland und vor Allem für Preußen eine sonderbare

Perspektive seiner Zukunft, als die Napoleonischen Ideen allgemach dem politisirenden englischen Philister am Ende gar nicht so übel zu gefallen anfingen. Schon konnte Louis Napoleon seine erste Karte gegen das legitime Europa unter dem Beifallsgeschrei der englischen Nation in Italien ausspielen, und die Frage, ob der Krieg am Rhein seine Fortsetzung zu finden hätte oder nicht, war von dem Kaiser der Franzosen eigentlich nüchterner und zaghafter behandelt worden, als in England. Nicht die allermindeste Rücksicht fand das arme Deutschland bei dem stolzen Inselvolke, und in ganz England gab es nur einen einzigen Mann, der die Bedrohungen der deutschen Länder als eine ernstliche Gefahr erkannte und die schärfsten Spitzen der diplomatischen Pfeile gegen Deutschland abzubrechen wußte.

Da schien die Vermählung der ältesten Tochter der Königin Victoria mit dem Prinzen Friedrich Wilhelm wenigstens für einige Jahre den englischen Politikern einige Reserve nahe gelegt zu haben, bis die Verheirathung des Prinzen von Wales mit der dänischen Prinzessin den Beweis geliefert hatte, daß man sich in seinen Stimmungen gegen das verhaßte Deutschland durch die Rücksicht auf die Herrscherfamilie durchaus nicht weiter stören zu lassen brauche. Wenn man in Schleswig-Holstein Hoffnungen auf die angeblichen Sympathien der Königin von England gesetzt hatte, so war es auch damit nun vorbei. Darüber konnte sich doch nunmehr Niemand täuschen, daß Deutschland mit England und durch England auch nicht den mindesten Schritt auf seiner Bahn vorwärts machen werde. Es konnte doch nur die äußerste Naivetät in politischen Dingen seit jener Zeit von einem Freundschaftsverhältniß oder gar von einer Allianz zwischen England und Preußen träumen, wenn dieses seinem deutschen Berufe nicht gänzlich entsagen mochte. Und so war man in die Aktionen der Sechsziger Jahre eingetreten, mit dem bestimmten Bewußtsein, daß es vielleicht möglich sein werde,

die englische Gehässigkeit niederzuhalten, aber an eine Unterstützung oder auch nur an einen nützlichen Dienst von Seite dieser stammverwandten Nation glaubte wohl kein ernster Mann in Deutschland. Und so hat Preußen seinen Weg im vollsten Gegensatz zu England machen müssen und steuerte nur mühsam durch dessen Mißtrauen, Eifersucht und Uebelwollen, welche überall den Siegeslauf der preußischen und deutschen Staaten umlagerten und umlauerten.

Um den siebenjährigen Krieg Deutschlands seit dem Tode des Königs Friedrich VII. bis zum Frankfurter Frieden noch schwieriger zu machen, mußte sich auch noch eine frauenhafte Antipathie einstellen, welche das stolze England gegen den leitenden preußischen Staatsmann hegte. Und in der That, wir glauben nicht zu irren, wenn wir behaupten, Fürst Bismarck wurde wirklich nie die Gnade zu Theil, vor dem Antlitz der brittischen Majestät zu erscheinen.

Als der Krieg 1866 leider unvermeidlich war, hatte sich die Königin so sehr in dem Irrgarten antipreußischer Manipulationen verloren, daß sie die Wahrheit kaum mehr hören durfte. In Bezug auf die damalige Lage der Dinge hat die Königin durch ihre eigenen Publikationen noch jüngst ein schönes Beispiel der Aufrichtigkeit gegeben, indem sie die Briefe ihrer Tochter Alice veröffentlichte. Denn Jeder, der auch nur einigermaßen mit den hessischen Verhältnissen vertraut war, wußte, daß die kluge Prinzessin Alice durch und durch auf preußischer Seite stand und in jeder Beziehung die Stellungnahme des Großherzogs von Hessen bedauerte und tadelte. Was liest man aber in den Briefen der Prinzessin Alice an ihre Mutter? — das gerade Gegentheil von ihren Sympathien für die deutsche Sache; ohne Zweifel durfte also die gute Tochter an die Königin nicht schreiben, was sie wirklich dachte.

Es möchte kaum ein stärkeres Beispiel für die hilflosen Irrthümer der Politik des Jahres 1866 aufzufinden sein,

als diese vielgelesenste Publikation der Königin aus den letzten Jahren.

Der erste Damenfeldzug war indessen nicht glücklich ausgefallen, sei es, daß die kommandirende Generalin die nachhaltige Tapferkeit ihrer Truppen überschätzte, sei es, daß diese das strategische Talent der Generalin nur ungern und gezwungen ertrugen. Von einigen Offizieren, wie von der schon erwähnten Prinzessin Alice kann es nicht bezweifelt werden, daß sie im Herzen vollständig meuterten und nur durch die strengste Disziplin bei der Fahne erhalten werden konnten.

Die englische Politik war nicht etwa für Oesterreich enthusiasmirt. Nichts weniger als dies! Konnte man den Oesterreichern Schaden thun, ihre Stellung in Italien und am adriatischen Meer erschüttern, ihnen Venedig wegnehmen, wie man den Bourbonen Neapel abgenommen, so waren dies Ziele „auf's Innigste zu wünschen". Aber natürlich Preußen sollte ja dadurch nicht in den Steigbügel gehoben werden. Es ist nun einmal der charakteristische Zug aller politisirenden Damen in Europa seit mehr als hundert Jahren gewesen, daß sie das langweilige Preußen nicht recht gemocht haben. Von den Kaiserinnen Katharina und Maria Theresia bis auf die Königin Victoria herunter waren eigentlich alle berühmten fürstlichen Frauen des Jahrhunderts wenig gute Freundinnen von Preußen. Man gönnte ihm ja einen gewissen succès d'estime, aber man hielt es in den Kreisen der bayrischen Schwestern so gut wie in der englischen Königsfamilie immer für nothwendig, daß man den kleinen Riesen nicht ohne die sorgfältige Aufsicht einer Gouvernante heranwachsen lasse. Und der Boden für eine gesegnete Wirksamkeit war auch in der That in den geistreichen Cirkeln Berlins gar nicht schlecht. Wie die alten germanischen Helden nur draußen im Felde berserkerhaft, wenn sie aber zu Hause bei den Frauen wieder saßen, gut, häuslich und fromm waren, so gestattete auch in unserer Zeit der holde Friede immer wieder, zu erringen,

was den Frauen in der Zeit des Krieges verloren gegangen war. Hatte auch das Jahr 1866 der Damenpolitik einen scheinbar irreparabeln Stoß versetzt, schon im Jahr 1867 sah man sie munter wieder am Webstuhl der Zeit sitzen. Wieder wurden in den verschiedenen Ländern die Truppen konzentrirt, das Manöverfeld bezeichnet und die Obersten der Regimenter ernannt; es schien eine Weile ganz gut zu gehen, aber der französische Krieg war etwas außer der Berechnung Stehendes, Unvorhergesehenes und immer deutlicher zeigte es sich, daß Niemand ohne schwere Kompromittirung seines Patriotismus im englischen Heerverband verbleiben konnte, da man sich über dem Kanal immer mehr für Frankreich zu erwärmen begann, je weiter die deutschen Truppen gegen Paris vorrückten. Die Engländer gaben ihren französischen Sympathien den rückhaltlosesten Ausdruck und bestärkten die armen Franzosen durch die schändlichsten Neutralitätsverletzungen im Widerstande gegen die deutschen Armeen. Sie bewaffneten die französischen Heere immer wieder von Neuem, sie verschlimmerten die Lage und das Schicksal von Paris durch die schlimmsten Illusionen, welche sie bei den französischen Machthabern zu erregen wußten. Diese offene Feindseligkeit Englands gegen Deutschland konnte natürlich von den disziplinirtesten Parteigängerinnen auf dem Kontinente nicht nachgeahmt werden; der Damenchor in der Tragödie mußte sich entschließen, die deutschen Siegeslieder mitzusingen, mußte sich darauf beschränken, hie und da einige herzerweichende Trauerchöre über das arme Frankreich und seine schöne Hauptstadt in das Textbuch einzulegen. Die auserlesenste Mildthätigkeit gegen die französischen Gefangenen war den deutschen Damen ohnehin gestattet.

Im Ganzen und Großen waren die absonderlichsten Fraueneinflüsse vor, während und nach dem französischen Kriege ebenso zu Boden gefallen wie im Jahre 1866, und der englischen Königin blieb nur noch das eine übrig, die

gefallene Kaiserin von Frankreich zu trösten, zu beweinen und zu schätzen.

Nach diesem zweiten verlornen Feldzug hätte man nun glauben sollen, daß es in dem wiedererstandenen deutschen Reiche mit aller politischen Thätigkeit des Frauengeschlechts ein Ende haben werde.

Statt dessen läßt sich nicht läugnen, daß es immer noch als eine Art von Salonpolitik gilt, die Schmackhaftigkeit einer englischen Allianz um jeden Preis begreiflich zu machen und in immer neuen Formen die Annehmlichkeit zu beweisen, durch die Agenten und Agentinnen der seebeherrschenden Nation belehrt und bevormundet zu werden, um dafür den Vorzug zu genießen, die Ersten zu sein, welche für die orientalisch-indischen Interessen England's an Rußland's Thüre Wache stehen dürfen.

Diese Tendenz liegt vor, sie wird durch die Lage der Dinge in Zentralasien, in Egypten, Bulgarien und Konstantinopel täglich drängender und aufdringlicher, und sie bildet ohne Zweifel die größte Gefahr für das Glück und den Frieden Deutschland's in einer sicher nicht allzufernen Zukunft.

Es ist daher hohe Zeit, daß sich die Nation heute ebenso einheitlich und verständnißvoll gegen die englischen Einflüsse in Deutschland erhebe, wie sie das vor dreißig Jahren erfolgreich gegen Rußland that. Sie darf sich um so weniger in dieser Richtung einschläfern lassen, je verbreiteter und allgegenwärtiger jener Einfluß ist. Unsere Situation verträgt kein Bündniß mit einer uns so wenig wohlgesinnten Macht, so lange diese überall unsern Interessen mehr feindlich als freundlich entgegentritt. Es müssen ganz andere Stimmen über den Kanal vernehmlich sein, als man bis jetzt zu hören gewöhnt war, wenn sich eine Annäherung empfehlen sollte.

Die Kolonialfrage hat die Scheidewand verstärkt. So lange unsere Ansprüche in dieser Hinsicht auf der Weltbühne

von England nicht vollgiltig und überall anerkannt wurden, wird man vergebliche Herzenswünsche nähren. Man kann nicht zweierlei Politik in einem Staate machen: eine obere in den Wolken, eine untere auf dem Wasser. Die untere volksthümliche durch den großen deutschen Staatsmann sanktionirte Politik erhebt sich mächtig und muthig gegen das civilisirende und neidische Geschrei des Westens.

Nichts ist verhängnißvoller, als wenn in der Politik einer großen Nation die Windrichtungen zu differiren anfangen, eine Strömmung nach Osten und, wenn man etwas höher steigt, eine andere nach Westen weist. Gerade diese Erscheinung war das charakteristische Merkmal des französischen Kaiserreichs in seinen letzten Stadien, dort konnte man den Unsegen jener Strömungen erkennen, welche sich entgegen den friedlichen Tendenzen des anständigen und arbeitsamen Bürgerthums in den hohen Regionen entwickelt hatten. Unsere materielle Lage trennt uns vorläufig vor der seebeherrschenden Nation; wir brauchen Küste, wir brauchen Export, wir haben keine Zeit mehr, bloße Liebesblicke zu wechseln. Den idealen Freundschaften, welche von zarten Händen mit wenig Sinn für Wirklichkeit fortgesponnen werden möchten, ist Deutschland längst entwachsen.

Das Kabinet Gladstone's hatte den Vorzug, uns wenigstens direkt entgegengetreten zu sein und dadurch auch das blödeste Auge geöffnet zu haben. Die Tories werden immer der alten Schablone getreu bleiben, ihre Geschäfte durch keine dritten Mächte besorgen zu lassen. Wir fürchten, daß eben in Spanien ein solcher Fall vorhanden war, wo sich die Privat-Antipathien von englischen Agenten mit den pöbelhaften Auswüchsen fremder Abenteurer verbunden haben, um Deutschland an seiner Ehre zu kränken.

Gegen Angriffe und Intriguen pflegt man zu sagen, wie sie sich innerhalb der letzten dreißig Jahre von Seiten des englischen Publikums und der englischen Minister wieder-

holt haben, wäre eben das beste Mittel in den natürlichen dynastischen Verbindungen der beiden Völker gegeben, welche alle Feindseligkeiten unschädlich machten. Man müßte wünschen, daß diejenigen Recht hätten, welche so kalkulirten, aber seit länger als einem Menschenalter wird man vergeblich nach einem Beispiele suchen, wo England seinen Verbündeten treu war. Sein Einfluß hat überall nur zersetzend und auflösend gewirkt, mochte derselbe mehr dynastischer oder mehr diplomatischer Art sein. Man ist in Portugal durch dynastische und in Griechenland durch diplomatische Mittel zu denselben Resultaten gelangt.

Wenn es auch richtig sein mag, daß die befreundete Königin von England niemals das verhängnißvolle Wort eines Krieges gegen Deutschland sprechen wird, so möchte doch auch schwerlich ihre Macht ausreichen, ein reelles Bündniß zu bewirken, welches den Deutschen von wahrem Nutzen sein kann.

Wie die Dinge liegen, so handelt es sich nicht um Krieg und Allianzen, wir befinden uns heute in einem moralischen Kampf um die Wohlfahrt unsers Volkes, in einem Kampf um geistige und materielle Interessen. Wir können auf diesen Gebieten ebenso wenig die englische Bevormundung, wie die englische Einmischung ertragen, wir brauchen keinen und wollen keinen Einfluß.

So lange diese nationale Selbstständigkeit in des Wortes strengster Bedeutung nicht in Deutschland selbst ihren Schwerpunkt sucht und findet, ist auch die Hoffnung auf den innern Frieden nur gering. Immer noch wiegen große Parteien sich in der Idee, daß durch den englischen Einfluß eine neue Richtung in nicht zu ferner Zeit an's Ruder kommen müßte. Die Opposition gegen die Kolonialpolitik des Reiches tröstet sich mit der Hoffnung, daß der Zeitmoment nicht fern sei, wo man die Erfahrungen der englischen Admiräle in diesen Dingen höher gelten lassen werde, als die der deutschen.

Soll diesen innern und äußern Täuschungen ein Ende gemacht werden, so ist ein ernstes Insichgehen und Selbstbesinnen nöthig. Es muß etwas geschehen, woraus man definitiv zu der Ueberzeugung gelangen mag, daß wir mit den englischen Velleitäten definitiv gebrochen haben, daß wir mit England in Frieden leben wollen, aber der seebeherrschenden Nation keinerlei Einfluß, weder dynastischen noch diplomatischen, weder kommerziellen noch politischen, auf unsere Angelegenheiten gestatten können und wollen.

Druck von J. Schabelitz in Zürich.

Im Verlags-Magazin in Zürich ist erschienen und durch alle Buchhandlungen zu beziehen:

Das Laster von Paris. Enthüllungen des „Cri du peuple" über moderne französische Sittenzustände. Seitenstück zu den Enthüllungen der „Pall Mall Gazette". — 1 Mk. = 1 Fr. 20 Cts.

Mene Tekel. Harmlose Reimereien eines Modernen. Von Otto Ehrlich. — 1 Mk. 50 Pf. = 1 Fr. 50 Cts.

Das Buch der Zeit. Lieder eines Modernen. Von Arno Holz. — 5 Mk. = 6 Fr.

Gesammelte Erzählungen. Von Malwida v. Meysenbug, Verfasserin der „Memoiren einer Idealistin". — 3 Mk. = 4 Fr.

Irländische Märchen. Wiedererzählt von Karl Knortz. — 1 Mk. 60 Pf. = 2 Fr.

In der besten der Welten. Naturalistisch-soziales Lebensbild aus unsern Tagen. Von Walther Friedheim. — 80 Pf. = 1 Fr.

Die Einsichtslosigkeit des Herrn Schäffle. Drei Briefe an einen Volksmann als Antwort auf „Die Aussichtslosigkeit der Sozialdemokratie". Von Hermann Bahr. — 1 Mk. 20 Pf. = 1 Fr. 50 Cts.

Gegen unsere Kolonialpolitik. Ein ruhiges Wort in bewegter Zeit. Von Jens L. Christensen. — 70 Pf. = 80 Cts.

Im freien Reich. Ein Memorandum an alle Denkenden und Gesetzgeber zur Beseitigung sozialer Irrthümer und Leiden. Von Irma von Troll-Borostyáni. — 4 Mk. = 5 Fr.

Herwegh, Georg, Neue Gedichte. Herausgegeben nach seinem Tode. — 4 Mk. = 5 Fr.

Die Wunder des Himmels. Mainachts-Phantasien eines deutschen Reichsbürgers. Mit einer Sternkarte nach den neuesten Forschungen. — 1 Mk. = 1 Fr. 25 Cts.

Pius IX. der Unfehlbare. Ein Heldengedicht in 14 Gesängen von Sebastian Knochenhauer. — 50 Pf. = 60 Cts.

Gedichte von Bruno Mohren. I. Vermischte Gedichte. II. Baltische Klänge. — 2 Mk. = 2 Fr. 50 Cts.

Der neue Hamlet. Poesie und Prosa aus den Papieren eines verstorbenen Pessimisten. Von Carl Ludwig. — 3 Mk. = Fr. 3. 60.

Magda. Ein Trauerspiel in 5 Aufzügen. Von Richard Voß. — 1 Mk. 60 Pf. = 2 Fr.

Neue Epigramme. Von Karl Knortz. — 1 Mk. = 1 Fr. 25 Cts.

Pfaffenkrieg. Gewappnete Lieder von F. J. Egenter. — 1 Mk. 20 Pf. = 1 Fr. 50 Cts.

Im Verlags-Magazin (J. Schabelitz) in Zürich ist erschienen und durch alle Buchhandlungen zu beziehen:

Die Frau in der Vergangenheit, Gegenwart und Zukunft. Von August Bebel. 4 Mk. = 5 Fr.

Das Recht der Frau. Das Vermächtniß einer Unglücklichen an ihre Mitschwestern. Gedanken und Vorschläge aus dem Nachlaß einer Verstorbenen. — 1 Mk. 50 Pf. = 1 Fr. 85 Cts.

Der Ursprung der Familie, des Privateigenthums und des Staates. Von Fr. Engels. — 2 Mk. = 2 Fr. 50 Cts.

Goethe und die Wertherzeit. Ein Vortrag. Mit dem Anhange: Goethe in Amerika. — 80 Pf. = 1 Fr. Zürich 1885, Verlags-Magazin.

Heuchelei und Hetzerei der Ultramontanen. Der altkatholische und der römische Klerus Badens. Von Dr. J. Rieks, Stadtpfarrer in Heidelberg. — Preis 70 Pf. = 80 Cts.

Polnische Stimmen. I. Ausrotten? Aus Anlaß der in der „Gegenwart" 1885 Nr. 1, 2 und 6 veröffentlichten Aufsätze von E. v. Hartmann. — 50 Pf. = 60 Cts.

Faschings-Brevier für das Jahr 1885. Herausgegeben von Joh. Bohne und Herm. Conradi. — 1 Mk. 20 Pf. = 1 Fr. 50 Cts.

Mein Tagebuch im Prozeß Sonzogno. Von W. Wyl. — 3 Mk. = 3 Fr. 75 Cts.

Scherben. Gesammelt vom müden Manne (Richard Voß). Erste Sammlung. Zweite, stark vermehrte Auflage. — 5 Mk. = 6 Fr. 25 Cts.

Scherben. Gesammelt vom müden Manne (Richard Voß). Neue Folge. — 5 Mk. = 6 Fr. 25 Cts.

Helena. Aus den Papieren eines verstorbenen Pessimisten von Richard Voß (Verfasser der „Scherben"). — 2 Mk. = 2 Fr. 50 Cts.

Visionen eines deutschen Patrioten. Von Richard Voß. — 1 Mk. 50 Pf. = 1 Fr. 80 Cts.

Lebenstragödie eines müden Mannes. Von Hans Belart. 70 Pf. = 85 Cts.

Schlichte Gedichte von Eugen Leyden. Erstes Buch. 60 Pf. = 75 Cts. — Zweites Buch. 1 Mk. = 1 Fr. 25 Cts.

Antigone. Ein Trauerspiel in fünf Aufzügen von Eugen Leyden. — 1 Mk. 50 Pf. = 1 Fr. 80 Cts.

Im Verlags-Magazin (J. Schabelitz) in Zürich ist erschienen und durch alle Buchhandlungen zu beziehen:

Unter dem Hargdeckel. Fragmentarische Enthüllungen aus dem großen *** Nichts *** genannt: □ vulgo „Freimaurerlogen". Nebst einer kurzen Blumenlese aus »Tant de bruit pour une omelette« genannt: Encyklika des Papstes Leo XIII. gegen die Freimaurer. Von „Bruder" Narrenfeind. — 1 Mk. = 1 Fr. 25 Cts.

Moralische Kleinigkeiten aus dem Schooße der alleinseligmachenden Kirche. Den wackern Männern erzählt, so da lieber wissen statt glauben. — 1 Mk. 20 Pf. = 1 Fr. 50 Cts.

Eines deutschen Matrosen Nordpolfahrten. Wilhelm Nindemann's Erinnerungen an die Nordpolexpedition der „Polaris" und „Jeanette". Von Karl Knortz. — 1 Mk. = 1 Fr. 20 Cts.

Washington. Sein Lebensbild nach W. Irving von J. Schneebeli. Herausgegeben von der zürcherischen Schulsynode. Mit einem Portrait Washington's und einer lithogr. Karte. — 1 Mk. 20 Pf. (Für die Schweiz 1 Fr. 20 Cts.)

Der Jerusalemische Talmud in seinen haggadischen Bestandtheilen. Zum ersten Mal in's Deutsche übertragen von Dr. Aug. Wünsche. — 5 Mk. 60 Pf. = 7 Fr.

„Mehr Licht!" Kritische Betrachtungen über die Freimaurerei. Von Dr. M. G. Conrad. — 75 Pf. = 90 Cts.

Die Loge im Culturkampf. Kritische Analyse der „Etude sur la Franc-Maçonnerie" des Bischofs von Orléans von Dr. M. G. Conrad. — 1 Mk. = 1 Fr. 25 Cts.

Humanitas! Kritische Betrachtungen über Christenthum, Wunder und Kernlied von Dr. M. G. Conrad. — 2 Mk. = 2 Fr. 50 Cts.

Vom Reissbrett. Freimaurerische Ansprachen und Skizzen von Dr. M. G. Conrad. — 1 Mk. 20 Pf. = 1 Fr. 50 Cts.

Die chronische Finanznoth in Oesterreich. Von Gustav von Pacher. — 1 Mk. 50 Pf. = 2 Fr.

Die Gottidee der neuen Zeit und der nothwendige Ausbau des Christenthums. Von Prof. O. Möllinger. — 1 Mk. 20 Pf. = 1 Fr. 50 Cts.

Im Verlags-Magazin (J. Schabelitz) in Zürich ist erschienen und durch alle Buchhandlungen zu beziehen:

Lucrezia Borgia. Eine Novelle aus der Geschichte der Päpste. Von Otto Grote. — 1 Mk. 50 Pf. = 1 Fr. 80 Cts.

Grüne Sträucher. Novellen und Erzählungen aus dem Schweizerlande von Arthur Bitter. — 4 Mk. = 5 Fr.

Rauhe Zeiten. Geschichtlicher Roman von S. Kemeny. Aus dem Ungarischen übersetzt von Th. Opitz. 3 Bände. — 6 Mk. = 7 Fr. 50 Cts.

Pariser Kirchenlichter: Didon — Loyson. Von Dr. M. G. Conrad. — 1 Mark = 1 Fr. 25 Cts.

Briefe an eine Mutter. Brevier für das Haus. Von Dr. P. Schramm. — 1 Mk. = 1 Fr. 25 Cts.

Führer durch das Leben. Dichtungen von Friedrich Ritter von Hentl. — 1 Mk. 60 Pf. = 2 Fr.

Der alte und der neue Glaube im Judenthum. Kritische Streiflichter über die Religion Israels nach rabbinischer Auffassung. Nebst einem Anhang über den Talmud. Von Dr. William Rubens (J. Stern.) — 1 Mk. 20 Pf. = Fr. 1. 50.

Amerikanische Lebensbilder. Skizzen und Tagebuchblätter. Von Karl Knortz. — 2 Mk. = 2 Fr. 50 Cts.

Geschichte der schweizerischen Regeneration von 1830 bis 1848. Nach den besten Quellen bearbeitet von P. Feddersen. — 6 Mk. 40 Pf. = 8 Fr.

Neue Gedichte von Georg Herwegh. Herausgegeben nach seinem Tode. — 4 Mk. = 5 Fr.

Nach der Hatz. Kritische Betrachtung der letzten Judenhetze in Deutschland als der neuesten Krankheitserscheinung des deutschen Volkes. Von A. Reichenbach. — 1 Mk. = 1 Fr. 25 Cts.

2 + 5 = 8 oder Luthergötzendienst und Reformation. Eine Warnung von Richard Wahrmund. — 1 Mk. = 1 Fr. 25 Cts.

Wiede, Dr. E., Der Militarismus. Social-philosophische Studien. — 2 Mk. = 2 Fr. 50 Cts.

Die antisemitische Bewegung in Deutschland, besonders in Berlin, nach Voraussetzungen, Wesen, Berechtigung und Folgen dargestellt. Von Erich Lehnhardt. 1 Mk. 80 Pf. = 2 Fr. 20 Ct.

Ad majorem Dei gloriam. Erzählung aus der Gegenwart von M. Deleuwa. 2 Bände. — 4 Mk. = 5 Fr.

University of
Connecticut
Libraries

39153026564346